

Dem Anderen in seiner Andersheit den Vorrang lassen?

Replik auf Bernhard Grümme

Nichts macht einen Religionslehrer bekanntlich ratloser als die Schülerantwort »Das muss jeder selber wissen«. Pluralitätsfähigkeit sieht anders aus. Wer pluralitätsfähig ist, stellt sich den Differenzerfahrungen, er lässt den Anderen mit seinem anderen Wahrheitsanspruch an sich heran und spricht mit ihm. Die Religionspädagogik verstand und versteht sich in ihren besten Phasen als Lernprozess im Umgang mit dem Anderen, nicht nur theologisch, auch ethisch, kulturell und religiös. Und sie tat dies auf der Basis der pädagogischen Grundkonstellation von Subjekt und Sache. Sie dachte das Subjekt durchaus nicht als vertraut und die Sache als fremd, sie dachte immerzu in Vermittlungskategorien und die Vertreter der Korrelationsdidaktik konnten deshalb nicht verstehen, was an der Korrelationsdidaktik denn so falsch gewesen sein soll. Wie immer man Religionspädagogik denke, es gehe um einen hermeneutischen Vorgang der Vermittlung von Subjekt und Sache. Genau das bestritten dann jene, die auf das alltägliche Scheitern der korrelativen Bemühungen in den Klassenzimmern hinwiesen. Die Erfahrungen der Bibel seien nicht die Erfahrungen der Jugend. Die Erfahrung des ganz Anderen bleibe in der Perspektivenübernahme der meisten Jugendlichen wie übrigens auch der meisten Erwachsenen auf der Strecke. Latent ist solche Unfähigkeit pluralitätsfeindlich. Deshalb ist die Ausflucht, im religiösen Verblendungszusammenhang müsse jeder selber wissen, was er von dem hält, was ihm da zugemutet wird, nicht harmlos. Die religionspädagogische Reflexion auf Fremdheit und Differenz trifft ein Grundproblem.

Die Positionen, die Bernhard Grümme analysiert, reichen von der Behauptung der totalen Fremdheit des biblischen Glaubens angesichts der Götzen des Kapitalismus als der alles bestimmenden Wirklichkeit (Ruster) über die Beschreibung von Alterität als Begegnung mit der Wahrheit des Anderen, der gegenüber das Subjekt freilich zu schwach ist, als dass es die Fremdheit auflösen könnte (Greiner), hin zu einer Beschreibung des Subjekts, das Fremdheit nicht kennt, insofern es im Prozess der kulturellen Aneignung der Zeichen schon einen Vorrat auch der religiösen Zeichen erworben habe, freilich mit eigener Semantik, welche religionspädagogisch nur noch gehoben und akzeptiert werden müsste, um Religion zu verstehen (Ziebertz und die Position der abduktiven Didaktik). Grümme beschließt seinen Durchgang mit dem Plädoyer für eine »alteritätstheoretische Dialogizität«, die an der »Wechselseitigkeit von Subjekt und Objekt«, also an der pädagogischen Grundfigur von Subjekt und Sache festhalte, freilich mit einer bedeutsamen Nuance. Erfahrung werde »von

Andersheit je vorgängig gestiftet, so sehr sie auch vom Ich erfahren und zugeeignet werden muss.« Statt »Andersheit« wäre vielleicht theologisch genauer vom »Anderen« zu sprechen, die Figur freilich stimmt. Die Wechselseitigkeit ist also sehr asymmetrisch. Das passt zur biblischen (und koranischen) Gotteserfahrung. Sie ist zumutbar, weil sie von menschlicher Erfahrung gedeckt ist. Die alteritätstheoretische Denkform, für die Grümme mit guten theologischen Gründen eintritt, lässt, wenn es darauf ankommt, dem Anderen in seiner Andersheit den Vorrang. Insofern löst er die Wechselseitigkeit von Subjekt und Objekt zugunsten des Objekts auf. Das Ich wird nicht am Anderen. Der Andere ist nicht zu vereinnahmen. In den gewaltförmigen Verhältnissen der Gegenwart, in denen die Frage, was mit dem Anderen ist, weniger oft gestellt wird, als sie gestellt werden müsste, um ein Leben in Pluralität zu ermöglichen, ist das Ergebnis dieser Analyse Grümms auch politisch bedeutsam. Es lehrt, dass der Blick auf den Anderen und was mit ihm ist, in einem Europa mit vielen Kulturen und Religionen nur dann nicht in einem Exzess von Gewalt enden wird, wenn es gelingt, die fremden und gegenüber dem Eigenen differenten Stimmen der Anderen zu hören¹ und vielleicht irgendwann auch als Fremde zu akzeptieren und die Asymmetrie solcher Beziehung auszuhalten. Von dieser politischen und gesellschaftlichen Brisanz und Relevanz theologischen Denkens wünschte man sich in der Religionspädagogik gern mehr.

¹ Vgl. Johann Baptist Metz: *Memoria passionis. Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft.* Freiburg/Breisgau 2006, S.166 ff.